

DIE ZWEI ANSÄTZE ZUR ERFASSUNG DER IDENTITÄT UND IHRE INTEGRATION – ÜBERLEGUNGEN ZUM DILEMMA DER HOCHSCHULSOZIALISATIONS- FORSCHUNG¹⁾

GEORG LIND

1. EINLEITUNG

Das 'Lexikon zur Soziologie' definiert Dilemma als "eine Situation beim Entscheiden, bei der die Wahl einer jeden sich anbietenden Alternative verlangt, eines der verfolgten Ziele zugunsten eines anderen zu vernachlässigen" (S. 142). Der Ausgangspunkt meiner Überlegungen ist die These, dass sich die Forschung zur Hochschulsozialisation in der Tat in einer solchen Dilemma-Situation befindet. Das Dilemma besteht in einer latenten Unvereinbarkeit von Theorie und Methode. In den vermeintlich 'reinen' Methoden sind vielfach inhaltliche Voraussetzungen verborgen, die mit den expliziten theoretischen Vorstellungen des Forschers über seinen Untersuchungsgegenstand nicht immer vereinbar sind.

Als Problem ist das Verhältnis von Methoden und Inhalten in der Hochschulsozialisationsforschung schon mehrfach angesprochen worden, so von Huber, Nitsch und anderen auf der Tagung 'Sozialisation in der Hochschule' in Bielefeld (Bargel et al. 1975), so auch schon von Riesman (1963) in seinen Anmerkungen zum 'Jacob-Report' und neuerdings wieder von den Teilnehmern des Kolloquiums 'Studentische Persönlichkeit und Hochschulumwelt' (Huber, Portele & Sommerkorn 1980). Im Bericht von diesem Kolloquium wird die Notwendigkeit methodologischer und methodischer Erörterungen sogar besonders hervorgehoben (S. 125-127).

In der Vergangenheit ist man diesem Problem der Koordination von Theorie und Methode nicht selten ausgewichen: Entweder in einen methoden-dogmatischen Standpunkt – die Verwendung bestimmter Methoden (z.B. Interview versus Fragebogen) wird der subjektiven, glaubensmäßigen Überzeugung des Forschers anheim gestellt. Oder, wie neuerdings empfohlen, in eine Art von Methodenpluralismus - da Forschung ohnehin immer ihre Methoden mit dem Verlust an 'durchdringender Kraft ihrer Theoreme' (Adorno) bezahlen muß, solle man eine breite Palette aller möglichen Methoden verwenden. Der dritte Ausweg, der meist in Kombination mit den vorangegangenen angeboten wird, reduziert das Problem auf die Frage

¹ Dieser Beitrag wurde erarbeitet im Rahmen der Forschungsgruppe Hochschulsozialisation am Zentrum I Bildungsforschung/ SFB 23, Universität Konstanz. Neben dem Autor arbeiten in diesem Projekt mit: T. Bargel, B. Dippelhofer-Stiem, G. Framheim, H. Peisert (Projektleiter), J.-U. Sandberger und H.G. Walter. Die hier vorgelegten Überlegungen und Vorschläge haben vielfachen Nutzen aus der langjährigen projektinternen Diskussion über Theorie und Methode der Sozialisationsforschung gezogen.

nach der rechten Bezeichnung des Untersuchungsgegenstandes.

Alle drei Wege verkennen den Dilemma-Charakter des Problems, wenn sie entweder die inhaltlichen Implikationen der Methode oder die methodischen Implikationen der Theorie übersehen.

Um mit dem letzten zu beginnen, die Worte, mit denen der Gegenstand der Sozialisationsforschung bezeichnet wird, indizieren weniger eine Lösung des Problems als verschiedene Ausgangspunkte zu einer Lösung, die sich noch zu finden hat. Bezeichnungen wie Einstellung (Feldman/ Newcomb 1969; Müller-Fohrbrod/ Cloetta 1975), Persönlichkeit (Huber et al. 1980), Habitus (Habermas et al. 1969; Bourdieu/ Passeron 1971; Huber/ Portele 1980), Identität (Döbert/ Nunner-Winkler 1975), Selbst (G.H. Mead 1968/1934), Position (W. Perry 1970) und Status (J.W. Meyer 1972) werden sehr unterschiedlich verwendet und oft scheint ihr Nebeneinander nur dem stilistischen Bedürfnis eines Autors nach Variation der Worte zu entspringen. Oft bezeichnet derselbe Begriff verschiedenes. Man kann sich des Eindrucks nicht erwehren, dass die Komplexität des Gegenstandes der Sozialisationsforschung (Huber 1980) noch durch die Vielfalt der Bezeichnungen (unnötig) gesteigert wird. Ich glaube, es ist viel gewonnen, wenn wir uns auf die Vorstellung einlassen, dass den realen Forschungshandlungen (falls solche gegeben sind), meist ziemlich einfache Vorstellungen über diese Dinge zugrunde liegen, die wiederum auf zwei Grundmodelle zurückführbar sind, wie ich unten zu zeigen versuche. Dies soll nicht als Einwand gemeint sein. Im Gegenteil, insofern mit der Einfachheit erst die Möglichkeit einer weitgehenden Transparenz der empirischen Implikationen unserer Konzepte und damit deren Überprüfbarkeit gegeben ist, läßt sich erst beurteilen, ob neue Konzepte wirklich notwendig sind und bis zu welchem Grad diese komplex sein müssen, um dem Bezeichneten angemessen zu sein. Komplexität ist eine recht schwierige Hypothese, da zunächst jeder Gegenstand, der noch nicht hinreichend forschend begriffen ist, komplex erscheint.

Der Methoden-Pluralismus als Ausweg wirft neue Fragen auf, ohne dass er das Grunddilemma löst. Was ist zu tun, wenn jede der verwendeten Methoden ein anderes Ergebnis zeitigt? Welche Methode hat dann das richtige Ergebnis erbracht? Mir scheint, dass dieser Lösungsweg nur zu einer Aufblähung des Forschungsaufwandes führt, ohne dass wir der Frage enthoben werden, welcher methodische Ansatz der theoretisch angemessene ist. Natürlich ist damit nicht ausgeschlossen, dass es u.U. auch theoretisch sinnvoll sein kann, verschiedene Methoden zusammen zu verwenden.

Aus ähnlichen Gründen kann der (sich heute auf dem Rückzug befindliche) Methoden-Dogmatismus nicht als Ausweg akzeptiert werden. Wir haben im Forschungsprojekt Hochschulsozialisation² vielfache Erfahrungen mit den verschiedensten methodischen Ansätzen zur Erfassung der Identität (Persönlichkeit, Einstellung, etc.) gemacht: mit Interviews und mit Fragebogen, mit empirisch abgeleiteten psychometrischen Skalen und mit theoretisch gene-

² 1) Das Projekt fußt auf den Studien über "Bildungsbiographien und Daseinsvorstellungen von Akademikern" (vgl. u.a. auch Bargel et al. 1973), zwei gegenwärtig laufenden Längsschnitt-(Panel-) Untersuchungen.

rierten Frageverbänden, mit einfachen und mit komplexen Verfahren, mit partikularistischen und mit holistischen Ansätzen. Wir müssen aufgrund dieser Erfahrungen wie Reichardt und Cook (1979) feststellen, dass die lange Liste der Gegenüberstellungen das Problem der Koordination von Theorie und Methode in der Sozialisationsforschung nur oberflächlich berührt. Es hat sich in unserem Forschungsprojekt gezeigt, dass 'qualitative' Methoden noch keine Qualität der Daten verbürgen, dass aber quantitative Verfahren auf qualitativen Überlegungen aufbauen müssen. Es hat sich gezeigt, dass 'offene' Interviews in der Durchführung, der Vercodung und der Auswertung weit mehr Standardisierung erfahren, als durch das Adjektiv 'offen' suggeriert wird, und dass 'geschlossene' Fragebogen viel offener für komplexe Identitäts- und Persönlichkeitskonzepte sind, als vielfach angenommen wird. Wir haben auch gelernt, dass hinsichtlich der Frage der Angemessenheit der Forschungsmethode innerhalb der grob in qualitativ und quantitativ geschiedenen Verfahren oft erheblich größere Divergenzen bestehen als zwischen diesen Verfahren (vgl. hierzu auch Windolf 1979).

Die, wie mir scheint, bislang klarste Ausarbeitung des Problems hat Gordon Allport (1961) in seiner Gegenüberstellung von 'Gemeinsame-Eigenschaften-Ansatz' und 'Internale-Struktur-Ansatz' der Persönlichkeit gegeben. Während allerdings Allport rät, sich "zufrieden zu geben mit der bloßen Annäherungen an die Struktur der Persönlichkeit" (S. 422), möchte ich das Problem im folgenden auf ein nach Entscheidung strebendes Dilemma zuspitzen. Ich werde jedoch nicht bei der Konstatierung des Dilemmas stehen bleiben, sondern eine konkrete Möglichkeit der Lösung aufzeigen, den 'Experimentellen Fragebogen' (vgl. Lind 1980a). Diesem Konzept liegt, wie erläutert wird, eine Integration der Allportschen Dichotomie zugrunde. Dass es sich dabei um einen in der Forschung praktikierbaren Ansatz handelt, soll exemplarisch an unseren Untersuchungen zur kognitiv-moralischen Entwicklung von Studenten aufgewiesen werden (vgl. Lind 1978, 1980b). Zuletzt will ich kurz andeuten, welche Folgerungen sich aus dem Versuch einer Integration beider Ansätze für die Methodologie der Sozialisationsforschung ergeben.

2. DIE ZWEI ANSÄTZE DER IDENTITÄTSERFASSUNG

Nimmt man positivistische Positionen aus, die das Theoretische im Forschungsprozeß leugnen und deshalb von dem Forschungsobjekt auch eigentlich keinen Begriff haben, dann können die bisherigen Versuche der Inbeziehungsetzung von Theorie und Methode, so meine erste These, zwei Ansätzen zugeordnet werden: auf der einen Seite der methodisch "sauberen" datenmäßig breiten, aber theoretisch unbefriedigend bleibenden empirischen Sozialisationsforschung; auf der anderen Seite der theoretisch reiferen, aber methodisch "unsauberen", auf wenige Fallbeobachtungen beschränkten, phänomenologischen Sozialisationsforschung. Ich will den ersten - etwas vereinfachend und mehr sein reales Vorgehen und möglicherweise nicht sein Selbstverständnis beschreibend - mit Gordon Allport (1961) dem 'Gemeinsame-Merkmal-Ansatz' zuordnen. Den zweiten will ich (ebenfalls vergrößernd und in Allports Terminologie) dem 'Internale-Struktur-Ansatz' zurechnen.

Der 'Gemeinsame-Merkmal-Ansatz' umfaßt vor allem die Forschungen, die sich der klassischen Test- und Fragebogentheorie bedienen. Zwar wird von jenen, die diese Methodologie positivistisch unreflektiert einsetzen, bestritten, dass sich damit eine bestimmte theoretische Position verbindet (vgl. u.a. Hogan et al. 1977, S. 255), bei genauerer Hinsicht läßt sich eine solche aber unschwer ausmachen. Dieser Ansatz geht von gemeinsamen Eigenschaften ('common-trait' Modell) der Sozialisanden aus. Er setzt voraus, daß jede individuelle Identität eindeutig im Wertebereich einer äußerlichen, a priori definierten Kategorie lokalisiert werden kann. Die wichtigste Zusatzannahme dieses Modells besagt, daß die oft erheblichen Inkonsistenzen bei der Klassifikation - man erhält nach Mischel (1968) durchschnittlich nur etwa 10 Prozent konsistenter Merkmalsvarianz - auf die Unzuverlässigkeit (Unreliabilität) des Meßinstruments zurückgehen und nicht mit den untersuchten Persönlichkeitsstrukturen in Beziehung stehen. Diese meßtechnische Erklärung enthält offensichtlich eine empirische Implikation. Sie impliziert, dass die Größe der Inkonsistenzen weder mit der Art des gemessenen Merkmals noch mit der gemessenen Persönlichkeit zusammenhängt. In dieses Modell paßt nicht die Differenzierung der Eigenschaften nach individueller Bedeutung, 'saliency' oder "affektiver Selbstidentifikation" (Reichwein, i.d.B.).

Die Möglichkeit von 'non-attitudes', 'non-traits' oder 'Nicht-Identitäten' wird im Rahmen dieses Modells gar nicht erst erwogen. Für solche individuellen Idiosynkrasien ist das Meßmodell nicht sensibel. In seiner strengen Fassung - andere, weniger klare Fassungen sind meist empirisch gehaltlos - ist der 'Gemeinsame-Merkmal-Ansatz' empirisch nicht mehr generell haltbar (Lind 1980). Die reale Verhaltensorganisation entspricht diesem Modell am ehesten dort, wo sie durch soziale Institutionen (Schule, Kultur, Rechtsnormen) in Übereinstimmung gebracht wird (vgl. z.B. "Intelligenz").

Der Internale-Struktur-Ansatz geht davon aus, dass jede Person eine idiosynkratische Identität besitzt, die allein aufgrund individueller Deutungsschemata (phänomenologisch) zu verstehen ist. Dieser Ansatz versucht deshalb den Sozialisanden von "innen" zu verstehen und nicht, ihn von "außen" mit allgemeinen Beschreibungskategorien zu erklären. In der Hochschulsozialisationsforschung verbinden sich damit vor allem Namen wie Howard Becker (et al. 1961), William Perry (1970) und Ference Marton (1978) (vgl. auch Brennan/Franke-Wikberg 1980).

Dieser Ansatz stößt aber dort, wo er streng angewendet wird, auf zwei unlösbare Probleme. Zum einen erfordert gerade die von diesem Ansatz unterstellte Einzigartigkeit der individuellen Identität die Einbeziehung von unzähligen Fällen, also einen quantitativen Ansatz. Welche Schlüsse lassen sich für die hochschulische Sozialisation aus ein paar idiosynkratischen Fallstudien ziehen? Dieses Paradoxon ist gewissermaßen symmetrisch insofern wenige Fälle dann ausreichen würden, wenn nicht dieses, sondern das 'common-trait' Modell empirisch gültig wäre. Zum anderen muß der Anspruch als problematisch gelten, Identitäten von 'innen', also ohne Rückgriff auf äußere Beschreibungskategorien zu verstehen. Bei genauerem Hinsehen zeigt sich, dass auch phänomenologische Forschung keineswegs ohne a priori Kategorien auskommt, wenngleich sie diese vielfältiger gestaltet und eher den Gegebenheiten des Einzelfalls anzupassen bereit ist. Würde die Äußerlichkeit dieser

Kategorien jedoch gelehnt, dann entzöge sich dieser Ansatz jeder rationalen Kritik. Der phänomenologische Ansatz wäre dann nur eine Spielform des Positivismus und wie dieser unakzeptabel.

3. VERSUCH DER INTEGRATION DER ZWEI ANSÄTZE

Während also das 'Gemeinsame-Eigenschafts-Modell' der Identität Sinnkategorien des Antwortverhaltens vorgibt (den motivationalen bzw. dynamischen Aspekt der Persönlichkeit) und nur das Ausmaß und die Richtung der affektiven Beziehung des Handelnden zu sozialen Objekten oder Tatsachen erforscht (vgl. u.a. Müller-Fohrbrodts Cloetta, 1975, S. 200), scheint sich das 'Internale-Struktur-Modell' auf das Beschreiben von idiosynkratischen Sinnkategorien zu beschränken (vgl. u.a. Marton 1978).

In beiden Ansätzen hat das Verhalten eine eigentümliche Stellung. Im 'Gemeinsamen-Merkmal-Ansatz' ist das Verhalten 'bloß' das manifeste Zeichen für das zentrale, aber letztlich empirisch nie verifizierbare, hypothetische Konstrukt 'Identität'. Durch die Frage nach der Validität und der Relevanz von solchen Konstrukten steigt Verhalten dann aber unversehens auf zur obersten Instanz der Forschung. In eigenartiger Parallelität verfährt auch der andere Ansatz mit dem Verhalten doppelbödig. Das Verhalten von Individuen wird unter den skeptischen Vorbehalt von Abwehrmechanismen, Selbsttäuschungen und bewußter Mimikri gestellt und nur insoweit als Hinweis auf die individuelle Persönlichkeit gewertet, wie es 'objektiv' (d.h. aus der Sicht des Forschers) als sinnhaft rekonstruiert werden kann. Zwischen die so verfahrenende Verhaltensdeutung und die Ermittlung von subjektiven Sinnkategorien schieben sich also mannigfache theoretische Spekulationen.

Unser Versuch der Integration beider Ansätze geht von der Vermutung aus, dass beide Ansätze im Kern jeweils richtige (wenn auch unzureichende) Überlegungen repräsentieren und sich ein besserer Ansatz über die Beachtung der wechselseitigen Kritik erreichen läßt. Der neue Ansatz sollte sich den Anspruch auf Sparsamkeit des 'Gemeinsame-Eigenschafts-Ansatzes' zu eigen machen, ohne auf die Sensibilität für Idiosynkrasien individueller Identitäten zu verzichten, für die der 'Internale-Struktur-Ansatz' steht. Wir können die Äußerlichkeit von wissenschaftlichen Kategorien dadurch zwar nicht überwinden, aber wir können sie in Rechnung stellen.

Ein Ansatzpunkt hierfür liegt in der Beziehung von Verhalten und Sinnkategorien. Greift man auf die Definition Max Webers von Handeln als sinnbezogenem Verhalten zurück, dann bietet sich als Lösung des Dilemmas ein Grundmodell der Persönlichkeitsstruktur an, in dem die problematische Verhaltens-Sinn-Beziehung zum zentralen Bestimmungsstück wird. Ich gebe zu, dass dieses Modell eine radikale Veränderung der Sichtweise erfordert und deshalb das Verstehen zunächst Schwierigkeiten bereitet: Inkonsistenzen des (Antwort-)Verhaltens, die beim 'common-trait' Konzept der Identität (Persönlichkeit etc.) als 'Meßfehler' und beim 'internal structure' Konzept der Identität als Wirkung von Abwehrmechanismen und situativen Einflüssen gedeutet werden, rücken vom methodischen Rand der Forschung in die

Mitte der theoretischen Reflexion. Sie indizieren in dieser Perspektive den strukturellen Aspekt der Identität.

Auf theoretischer Ebene ergibt sich aus diesen Überlegungen also eine Erweiterung des auf die motivationale Komponente der Identität beschränkten 'Gemeinsame-Merkmal-Ansatzes' um eine struktural-kognitive Komponente (vgl. Kohlberg 1969). Wie ich an anderer Stelle (Lind 1980a) ausführlicher dargelegt habe, gilt für das Verhältnis beider Komponenten, dass sie analytisch und meßpraktisch unterschieden, aber nicht dinglich voneinander getrennt werden können ('Nicht-Separierbarkeits-Axiom'). Durch Verbindung der Theorien von Mead, Piaget und Kohlberg gilt weiter, dass der Prozeß der Sozialisation in zweifacher Weise beschreibbar ist: Einmal als eine Sequenz der sukzessiven Übernahme von kulturell angemessenen Identitätsfiguren (im wesentlichen vorgezeichnet durch die soziale Organisation von lebensalterbezogenen Positionen). Zum anderen als eine entwicklungslogisch vorgezeichnete Sequenz der Übernahme einer Identität (Rollenübernahme), der Integration des Verhaltens unter dieser Identität (wachsende Konsistenz des Verhaltens in Bezug auf diese Identität) und der Differenzierung des neuen Identitätselements (Integration dieses Elements in die vorhandene Persönlichkeitsstruktur und Verringerung der Rigidität des Verhaltens). Der 'Student', der 'kritische Intellektuelle', der 'Professionelle', werden als Figur zunächst angenommen, danach kennen gelernt und schließlich als Teil der Gesamtpersönlichkeit integriert.

Auf methodischer Ebene impliziert dieses dynamisch-strukturelle Identitätsmodell ein zweistufiges Vorgehen: Bei der Erfassung von Identität (gleichgültig mittels welchen Verfahrens) ist zuerst für jede Person zu klären, ob und in welchem Maße sie ihr Verhalten nach jenen Kategorien organisiert, die wir zur Erfassung von Identitäten, also zur Konstruktion unserer Skalen heranziehen. Erst dann kann festgestellt werden, welche affektive Haltung dazu eingenommen wird. Was wir als Vorbedingung im ersten Schritt vorschlagen, hat Campbell (1963) sogar für die Tierpsychologie als unabdingbar bezeichnet. Solange wir uns nicht der Übereinstimmung unserer allgemeinen Vorstellung mit der individuellen Identitätsstruktur vergewissern, können unsere Modelle nicht an der Realität scheitern. Fällt aber die Sensibilität für die Abweichungen der realen Struktur von der Theorie weg, dann begeben wir uns der einzigen Instanz, die uns zur Korrektur von Vermutungen zwingt.

4. DAS KONZEPT DES "EXPERIMENTELLEN FRAGEBOGENS"

Wir haben mit dem Konzept des Experimentellen Fragebogens eine Forschungsstrategie entwickelt, die die vorgenannten Überlegungen konkretisiert. Dieses Konzept bedient sich der Ökonomie und Transparenz der Fragebogentechnik und der erkenntnistheoretischen Vorzüge des experimentellen Designs. Gerade das Experiment wurde lange Zeit durch den Positivismus für Erwartungen vereinnahmt, die es ebensowenig wie jede andere Methode je erfüllen konnte. Entläßt man es aus diesem Kontext und stellt es stattdessen in den Dienst der Überprüfung von empirisch gehaltvollen theoretischen Aussagen, dann erweist sich das

Experiment wie keine andere Methode als geeignet, komplexe Prozesse zu objektivieren und intersubjektiv nachprüfbar zu machen. Es entspricht übrigens in vollkommener Weise dem hermeneutischen Zirkel, der ausgehend von einzelnen Beobachtungen und der probeweisen Interpretation dieser Beobachtungen als Hinweis auf eine ihr Bedeutung verleihende Ganzheit in weiteren empirischen Beobachtungen Bestätigung und Widerlegung sucht, um sich, zwischen Beobachtung und Interpretation iterierend, der Isomorphie zwischen beiden zu vergewissern (vgl. Krausser 1968; Lind et al. 1976, S. 136).

Experimentelle Fragebogen dokumentieren eine Interaktion zwischen Person und Situation. Sie ermöglichen die Analyse eines Antwortmusters auf ein (sorgfältig vorbereitetes) Fragemuster. Sie sind deshalb nicht mit den üblichen Selbstbeschreibungsfragebogen zu vergleichen, sondern eher mit dem klinischen Interview, mit dem der Psychoanalytiker und der kognitive Entwicklungspsychologe dynamische Identitätsstrukturen in vivo studieren. Experimentelle Fragebogen sind gewiß weniger flexibel als diese, erlauben aber dem Befragten dennoch eine ziemlich differenzierte Kommunikation. Sie sind zudem nicht nur ökonomischer einzusetzen, sondern zeichnen sich auch durch größere Transparenz aus, was sowohl für ihre Handhabung als auch für die Kritik ihres Inhalts von nicht zu unterschätzender Bedeutung ist. Gegenüber den üblichen Fragebogen haben Experimentelle Fragebogen den Vorteil, dass sie für das Problem der Ambivalenz von Antworten eine Lösung bieten. Die Antwort auf eine Frage kann immer mehrere Beweggründe haben, wodurch der Schluß von dem (Antwort-)Verhalten auf ein vermeintliches Motiv immer mit Unsicherheiten belastet ist. In der klassischen Psychometrie wird das Problem unter den Stichworten 'response set' und 'social desirability' (bis heute ohne greifbaren Erfolg) diskutiert. Einerseits gelten die Störgrößen als systematisch und deshalb als berechen- und eliminierbar. Andererseits werden sie unter die unbestimmte Anzahl von nicht-identifizierbaren Einflußgrößen eingereiht, die sich im Effekt als Zufallsgröße zwischen Verhalten und Konstrukt schieben. Diesem ungeschlüssigen Konzept steht die Überlegung entgegen, dass sich durch geeignete Interview-Techniken eine eindeutige Zuordnung von Antwort und Motiv ermitteln läßt (vgl. Kohlberg 1979; Nunner-Winkler 1978). Das Konzept des Experimentellen Fragebogens schließt sich dieser Überlegung voll an, wählt aber einen anderen Weg. Experimentelle Fragebogen sind so konstruiert, dass an dem Gesamtmuster der Antworten abgelesen werden kann,

- (1) ob das zu messende Motiv überhaupt im Antwortverhalten zur Geltung gebracht wird, und
- (2) welche von mehreren anderen im Design des Fragebogens berücksichtigten Beweggründe das Individuelle Antwortmuster bestimmen.

Dies ist möglich dadurch, dass die vermuteten Beweggründe als experimentelle 'Faktoren' in das Design des Fragebogens hineinkonstruiert werden (deshalb die Bezeichnung 'Experimentelle Fragebogen').

Damit ist die Ambivalenz von Antworten zumindest entdeckbar (was bei psychometrischen Skalen bislang nicht der Fall war); bei hinreichend gut konstruierten Fragebogen ist sie in vielen Fällen sogar auflösbar. D.h. in solchen Fällen können wir mittels des Experimentellen Fragebogens individuelle Antwortstrukturen völlig verstehen. Über diese Vorzüge darf

aber nicht vergessen werden, daß die Konstruktion eines Experimentellen Fragebogens ebenso wie die Interpretation seiner Meßergebnisse eingehende Kenntnisse über den Untersuchungsgegenstand erfordert, beides also den gedanken- und theorielosen Einsatz in der Forschung ausschließt.

Als Beispiel für den Experimentellen Fragebogen ist in Abbildung 1 das dreifaktorielle Design des "Moralisches-Urteil-Tests" (MUT) und in Abbildung 2 einer der beiden Untertests dargestellt. Der Test ist vollständig wiedergegeben in Lind (1978 und 1980b). Es werden Handlungsdilemmata vorgestellt und anschließend Argumente für und gegen das Verhalten des Protagonisten zur Beurteilung vorgelegt. Aufgrund des dreifaktoriellen Designs repräsentiert jedes Argument je eine bestimmte Ausprägung dreier Bewertungsdimensionen: einen bestimmten Dilemma-Kontext, eine bestimmte Urteilsqualität sowie eine bestimmte Meinung zur Lösung des jeweiligen Dilemmas.

Dieses Fragebogenexperiment basiert auf Kohlbergs (1969) Theorie der kognitiv-moralischen Entwicklung und auf Annahmen über das Antwortverhalten in der Befragungssituation (vgl. Lind 1980a). Die drei Annahmen hier sind, (a) dass die Bewertung von Argumenten für und gegen eine bestimmte Lösung eines moralischen Dilemmas von der "moralischen" Qualität des Arguments mitbestimmt ist, genauer gesagt von dem Entwicklungsstand der moralischen Urteilsfähigkeit einer bestimmten Person und der Wahrnehmung einer Situation als moralische; (b) dass die Bewertung von Argumenten auch (und in früheren Entwicklungsstadien vorwiegend) davon abhängt, ob diese Argumente mit der eigenen Meinung zur Lösung des Dilemmas übereinstimmen oder nicht (Meinungsübereinstimmung, 'opinion-agreement'); und (c) dass die Bewertung von Argumenten differenziert erfolgt, d.h. dass sich darin eine Koordination des moralischen Bewußtseins mit dem Engagement für eine bestimmte Meinung und der Berücksichtigung des jeweiligen Problem-Kontextes spiegelt. Wir vermuten, dass bestimmte Konstellationen dieser drei Faktoren das Urteilsverhalten in konkreten Dilemma-Situationen beeinflussen. Wir erwarten nicht, dass wir damit das konkrete, historisch einmalige Verhalten jeder Person vorhersagen können - das wäre auch in Bezug auf andere Verfahren keine realistische Erwartung - sondern vielmehr, daß sich mit Hilfe dieser Erfassungsmethode eine größere kategoriale Überlappung zwischen der Realität und dem theoretischen System ergibt als dies in der Psychometrie bislang der Fall war.

Aus dem Projekt Hochschulsozialisation (Lind 1978, 1980d) sowie aus anderen Forschungsprojekten (Brügelmann 1979; Cattepoel 1977; Portele 1979) liegen bereits Erfahrungen mit dem Moralisches-Urteil-Test (MUT) und ähnlichen Verfahren vor (Krämer-Badoni/Wakenhut 1978), so dass eine gewisse Bewertung der Nützlichkeit dieses Konzepts möglich ist. Zwei Befunde scheinen mir dafür besonders bedeutungsvoll:

(1.) Obgleich der Test im Design und in der Auswertung völlig anders konzipiert ist als Kohlbergs originäre und hochgradig elaborierte Interviewmethode, haben sich einige seiner grundlegenden Befunde auch mit unserem Verfahren bestätigen lassen (Lind 1980d, Lind, Sandberger s Bargel 1980). Das belegt sowohl die Methodenunabhängigkeit der Kohlbergschen Theorie als auch die Nützlichkeit des MUT für die Erfassung der moralischen Urteilsfähigkeit.

(2.) Im Vergleich zu vielen herkömmlichen Verfahren der Persönlichkeitsdiagnostik zeigt dieser Experimentelle Fragebogen eine beachtliche kategoriale Überlappung. Während jene selten mehr als 10 Prozent der Antwortvarianz "erklären" können, ist es mit dieser Methode ein wesentlich größerer Prozentteil. Unterstellt man, dass nur das moralische Bewusstsein für das Urteilsverhalten maßgebend ist, dann können wir damit bereits durchschnittlich 27 Prozent der individuellen Antwortvarianz erklären. Dabei spricht die große Streuung der Verhaltensrelevanz der moralischen Urteilsfähigkeit eindeutig gegen das Gemeinsame-Eigenschaften-Modell der klassischen Psychometrie. Nimmt man an, dass das Urteilsverhalten von erwachsenen Personen differenzierter und meist das Resultat einer dynamischen Koordination von mehreren Faktoren ist (in diesem Fall von moralischen Orientierung, von dem Engagement für eine bestimmte Meinung zum konkreten Fall und von der Art des Dilemmas), dann lassen sich durchschnittlich über 60 Prozent des individuellen Urteilsverhaltens theoretisch rekonstruieren.

5. REKURS AUF DEN EPISTEMOLOGISCHEN STANDPUNKT

Unsere bisherigen Erfahrungen mit dem integrationistischen Ansatz, speziell mit dem hieraus entwickelten Konzept des Experimentellen Fragebogens, sind alles in allem ermutigend. Der Moralische-Urteil-Test ist nur eine von vielen denkbaren Möglichkeiten der Konstruktion von Experimentellen Fragebogen.

Im Rahmen des Forschungsprojekts Hochschulsozialisation haben wir eine Reihe weiterer Instrumente nach dieser Idee konzipiert. Manche Skalen lassen sich post hoc als solche auffassen und dementsprechend auswerten. Die bisherigen Erfahrungen damit haben uns gewahr gemacht, wie schwierig es ist, dem Ideal der Umsetzung einer Theorie in eine adäquate Forschungsmethode näher zu kommen, und wie viel mehr vorbereitende Analysen notwendig sind, will man theoriegeleitete empirische Sozialforschung betreiben. Aber es wurde auch deutlich, daß weder die atheoretische Verfeinerung der Psychometrie noch der methoden-dogmatische Standpunkt zu Fortschritten in der Hochschulsozialisationsforschung führen. Vielmehr scheint ein methodenrationaler Standpunkt erfolgversprechend, der bestimmte Methoden nicht a priori bestimmten Gegenstandsbereichen zuordnet, sondern sich dem Problem der Adäquatheit, d.h. der theoretischen Validität stellt. Die Abstimmung zwischen Theorie, Methode und empirischen Befunden scheint nur durch einen regelkreisartig verbundenen, hermeneutisch-zirkulären Prozeß erreichbar, der in Forschung und Praxis iterierend durchlaufen wird. Es ist der Standpunkt, der bereits von Wilhelm Dilthey und Charles S. Peirce vertreten wurde und der heute u.a. von Peter Krausser (1968), dessen ausgezeichnete Rekonstruktion der Diltheyschen Handlungs- und Wissenschaftstheorie in vielfacher Hinsicht als Ergänzung und Vertiefung zu meinem Referat gelesen werden kann, und von Lawrence Kohlberg (1979) fortgeführt wird. Gerade Kohlberg gewinnt dadurch über seinen inhaltlichen Beitrag zur Sozialisationsforschung hinaus auch eine methodologische

Bedeutung, die bislang noch zu wenig gewürdigt wurde. Dieser methoden-rationale Standpunkt ist eingebunden in die Vorstellung, dass, wie Krausser (1968) sagt, der "Erkenntnisprozeß als Prozeß des Lernens, der Verbesserung nicht nur unserer Aussagen, sondern auch unserer Fragestellungen (Ziele), Kriterien (Werte) und Methoden (Regeln, Handlungsweisen)" gilt (S. 190). Wir können uns nicht auf den Standpunkt stellen, daß einer dieser Bestandteile absolute Gültigkeit besitzt und nicht durch weitere Forschung in Frage gestellt werden könnte. Deshalb ist auch wünschenswert, daß Theorien der Sozialisation in der Hochschule soweit expliziert werden, daß ihre empirischen Implikationen hervortreten und damit der Überprüfung zugänglich werden.

Dies ist der Punkt, an dem meine Ausführungen sich mit den Schlußüberlegungen von Reichwein (in diesem Band) treffen. In der Tat, man "müßte entweder einen direkteren Weg (als den über hypothetische Annahmen) finden, (um die Identitätsformen zu erfassen), oder die empirische Brauchbarkeit der interaktionistischen Identitätstheorie doch wieder infragestellen" (S. 131, Zusätze in Klammern von mir). Vielleicht eröffnet der hier vorgestellte Ansatz eine adäquate Möglichkeit zur Entscheidung dieses Dilemmas.

LITERATUR

- ALLPORT, G. (1961) Pattern and growth in personality. New York: Holt.
- BARGEL, T., FRAMHEIN, G., KELLERMANN, P., PEISERT, H. & SANDBERGER, J.-U. (1973) Zweckbestimmung des Studiums als Thema der Hochschulsozialisationsforschung. Zeitschrift für Pädagogik 6, 943-965.
- BARGEL, T., FRAMHEIN, G., HUBER, L. & PORTELE, G. (1975) Sozialisation in der Hochschule. Arbeitsgemeinschaft für Hochschuldidaktik, Hamburg.
- BECKER, H., GEER, B., HUGHES, E. & STRAUSS, A. (1961) Boys in White: Students culture in medical school. Chicago: University of Chicago Press.
- BRENNAN, J. & FRANKE-WIKBERG, S. (1980) The socialization outcomes of higher education: Some problems of methodology. Paper presented at the Sociology of Education Research Committee of the Int. Soc. Association, Paris, August 1980.
- BOURDIEU, P. & PASSORON, J.C. (1971) Die Illusion der Chancengleichheit. Untersuchungen zur Soziologie des Bildungswesens am Beispiel Frankreichs. Stuttgart: Klett.
- BRUGELMANN, H. (1979) Erfahrungen mit dem Test zum "Moralischen Urteil" (MUT) bei Jura-Studenten. In: G. Lind (H9.), Moralische Entwicklung und soziale Umwelt. Tagungsbericht. Universität Konstanz.
- CAMPBELL, D.T. (1963) Social attitudes and other acquired behavioral dispositions. In: S. Koch (Ed.), Psychology: A study of a science. New York: McGraw-Hill, 94-172.
- CATTEPOEL, J. (1977) Sozialstruktur und Verhalten der Studienanfänger der Jahrgänge 1975 und 1976. Erster Zwischenbericht FB Rechtswissenschaft, Universität Trier.
- DÖBERT, R. & NUNNER-WINKLER, G. (1975) Adoleszenzkrise und Identitätsbildung. Frankfurt: Suhrkamp.

- DÖBERT, R. & NUNNER-WINKLER, G. (1978) Performanzbestimmende Aspekte des moralischen Bewußtseins. In: L. Eckensberger (Hg.) Entwicklung des moralischen Urteilens - Theorie, Methoden, Praxis. Saarbrücken: Universitätsdruck, S. 301-331.
- FELDMAN, K. & NEWCOMB, Th. (1969) The impact of college an students. San Francisco: Jossey-Bass.
- HABERMAS, J., FRIEDEBURG, L.v., OEHLER, Ch. & WELTZ, F. (1969) Student und Politik. Eine soziologische Untersuchung zum politischen Bewußtsein Frankfurter Studenten. Neuwied: Luchterhand.
- HOGAN, R., DeSOTO & SOLANO, C. (1977) Traits, tests, and personality research. *American Psychologist* 32, 255-264.
- HUBER, L. (1980) Sozialisation in der Hochschule. In: Hurrelmann & Ulrich (Hg.), *Handbuch der Sozialisationsforschung*. Weinheim: Beltz, S. 521-550.
- HUBER, L., PORTELE, G. & SOMMERKORN, I. (1980) Hochschule und Persönlichkeitsentwicklung als Problem für die Hochschulforschung: Bericht von einem Kolloquium. In: *Informationen zur Hochschuldidaktik* 3, 123-135.
- HUBER, L. & PORTELE, G. (1981) Hochschulsozialisation. In: L. Huber (Hg.), *Ausbildung und Sozialisation in der Hochschule*. Europäische Enzyklopädie Erziehungswissenschaft, Bd. XI. Stuttgart: Klett, im Druck.
- KOHLBERG, L. (1969) Stage and sequence. The cognitive-developmental approach to socialization. In: D. Goslin (Ed.), *Handbook of socialization theory and research*. Chicago: Rand McNally. KOHLBERG, L. (1979) The meaning and measurement of moral development. Heinz Werner Memorial Lecture. Manuscript. Harvard University, Cambridge/Massachusetts.
- KRÄMER-BADONI, T. & WAKENHUT, R.(1978) Möglichkeiten der Skalierung des moralischen Urteilsverhaltens. In: L. Eckensberger (Hg.), *Entwicklung des moralischen Urteilens - Theorie, Methode, Praxis*. Universität des Saarlandes, Universitätsdruck, S. 379-391.
- KRAUSSER, P. (1968) *Kritik der endlichen Vernunft. Diltheys Revolution der allgemeinen Wissenschafts- und Handlungstheorie*. Frankfurt: Suhrkamp.
- LIND, G. (1978) Wie mißt man moralisches Urteil? Probleme und alternative Möglichkeiten der Messung eines komplexen Konstrukts. In: G. Portele (Hg.), *Sozialisation und Moral*. Weinheim: Beltz, S. 171-201.
- LIND, G. (1980a) Experimental Questionnaires: A new approach to personality research. In: "A. Kossakowski (Ed.), *Progress in personality research*. Amsterdam: North-Holland.
- LIND, G. (1980b) "Moralisches-Urteil-Test" (MUT). Hinweise zum Einsatz und zur Interpretation eines Forschungsinstruments. Arbeitsunterlage 68, Forschungsgruppe Hochschulsozialisation. Universität Konstanz.
- LIND, G. (1980c) Reliability of Tests or Structure of Personality? Empirical Findings an the Problem of Interpreting Judgment Consistency. In: G. Lind, *Entwicklung der studentischen Persönlichkeit: Beiträge zur Theorie und Methode der Sozialisationsforschung*. Arbeitsunterlage 67, Forschungsgruppe Hochschulsozialisation. Universität Konstanz.

- LIND, G. (1980d) Zur Bestimmung des Entwicklungsstandes der moralischen Urteilskompetenz beim Übergang vom Gymnasium auf die Universität. In: J. Domnick (Hg.), Aspekte grundlagen-orientierter Bildungsforschung. Forschungsberichte 18, Zentrum I Bildungsforschung. Universität Konstanz, S. 151-166.
- LIND, G., NIELSEN, A. & SCHMIDT, U. (1976) Moralisches Urteil und Hochschulsozialisation - Materialien, Beiträge, Arbeitsunterlage 40, Forschungsgruppe Hochschulsozialisation. Universität Konstanz.
- LIND, G., SANDBERGER, J.-U. & BARGEL, T. (1980) Moral judgment, ego-strength and democratic orientations - Some theoretical contiguities and empirical findings. Arbeitsunterlage 64, Forschungsgruppe Hochschulsozialisation. Universität Konstanz.
- LIND, G. & WAKENHUT, R. (1980) Erfassung von moralischem Urteil mit standardisierten Fragebogen. In: G. SCHMITT (Hg.), Individuum und Gesellschaft in der politischen Sozialisation. Tutzing: Akademie für politische Bildung, 191-220.
- MARTON, F. (1978) Describing conceptions of the world around us. Reports from the Institute of Education, University of Göteborg, Sweden.
- MEAD, G.H. (1968) Geist, Identität und Gesellschaft. Frankfurt: Suhrkamp.
- MEYER, J.W. (1972) The effects of the institutionalization of colleges in society. In: K.A. Feldman (Ed.) College and Student. New York: Pergamon, 109-126.
- MISCHEL, W. (1968) Personality and assessment. New York: Wiley.
- MÜLLER-FOHRBRODT, G. & CLOETTA, B. (1975) Zur Bedeutung von Einstellungsforschungen für die Sozialisationsforschung im Bereich der Hochschule. In: T. Bargel et al. (Hg.), Sozialisation in der Hochschule. Arbeitsgemeinschaft für Hochschuldidaktik, Hamburg, S. 196-205.
- NUNNER-WINKLER, G. (1978) Probleme bei der Messung des moralischen Urteils mit standardisierten Verfahren. In: L.H. Eckensberger (Hg.) Entwicklung des moralischen Urteilens. Universität des Saarlandes, Saarbrücken: Universitätsdruck.
- PERRY, W.G. (1970) Forms of intellectual and ethical development in the college years. New York: Holt.
- PORTELE, G. (1979) Soziale Vorstellungen von Wissenschaftlern verschiedener Disziplinen über Wissenschaft und Moral. In: G. Lind (Hg.), Moralische Entwicklung und soziale Umwelt. Tagungsbericht. Universität Konstanz.
- REICHHARDT, C. & COOK, T. (1979) Beyond qualitative versus quantitative methods in evaluation research. London: Sage, 7-32. REICHWEIN, R. (1981) Identität und postsekundäre Sozialisation in soziologischer Sicht. In diesem Band.
- RIESMAN, D. (1963) The influence of student culture and faculty values in the American College. In: H.M. Ruitenberg (Ed.), Varieties of modern social theory. New York: Dutton, 319-340.
- WINDOLF, P. (1979) Zur Methodologie des Interviews. In: Technische Universität Berlin (Hg.), Soziologische Analysen, 19. Deutscher Soziologentag, 1979, in Berlin.